

Nr. 271. Bromberg, den 12. Dezember 1928.

# Sir Michaels Abenteuer.

Roman von **K. R. G. Browne.**



(12. Fortsetzung.) 

„Ja, das wundert mich nicht“, sagte Mr. Moon weise. „Sie ist zum besten gehalten worden und darüber ärgert sie sich. Die Weiber, sieh', haben keinen Sinn für Humor. Nun, du wirst sie schon herumkriegen, mein Junge. Ich möchte gern hierbleiben und dir dabei zusehen und auch, wie du diesen feinen Gentleman zu Pulver stampfst, aber es muß etwas mit deiner Tante geschehen. Ich muß sie beruhigen, wenn ich es vermag. Aber ewig kannst du auch nicht hierbleiben, weißt du.“

„Das will ich gar nicht. Aber noch kann ich nicht abziehen. Ich muß die Sache so oder so klarstellen.“

„Nun, das Mädchen gefällt mir und den Mann mag ich nicht, also hoffe ich, es wird dir gelingen. Ich bin ein bißchen alt für diese Aufregungen, aber ich will tun, was ich kann. Ah — Eintritt der ersten und zweiten Totschläger.“

Der große Viersitzer glitt um die Ecke des Hauses und hielt am Fuße der Treppe. Mr. Bytheway stieg aus und ließ den mürrischen Simpson zurück, dessen Ausdruck sein Mißvergnügen bekundete, öffentlich in einem Wagen zu erscheinen, der aussah, als sei er durch eine Ziegelmauer gefahren.

„Wir sollten schon abfahren, Mr. Moon“, rief Mr. Bytheway „Der Zug geht um elf Uhr fünfzehn — oder ist es elf Uhr zehn? Ach Gott, das ist mir schon wieder entfallen! — —“

„Elf Uhr elf“, kam es düster von Simpsons Lippen.

Jetzt kam Mrs. Bytheway zum Ausfahren gekleidet aus dem Haus und näherte sich wie eine mächtige Lawine.

„Ich fahre mit Ihnen bis zur Stadt, Mr. Moon; ich habe dort Einkäufe zu machen. Sir Michael ist noch bei seinen Briefen.“

„Bitte, empfehlen Sie mich ihm“, sagte Mr. Moon. „Sagen Sie ihm, ich werde Artur Grüße von ihm ausrichten und ich hoffe, ihn bald wiederzutreffen.“

„Mr. James“, sagte Mrs. Bytheway von oben herab, „wenn Sie Mrs. Gizzard aufsuchen sollen, werden wir Sie am Kreuzweg absetzen.“

Mike nickte finster. Beim Frühstück hatte Mr. Bytheway einen Brief von einer empörten Mieterin bekommen, in dem sie sich bitter über den Zustand der Abflußröhren in dem von ihr bewohnten Häuschen beklagte. Das hatte Mr. Bytheway sehr verstimmt und er sandte nun seinen Sekretär aus, die Sache zu untersuchen und ihm davon zu berichten. Mike erfüllte diese Pflicht mit Widerstreben, denn er wartete nur auf eine Gelegenheit, mit Anne zu sprechen und ihren Zorn zu besänftigen. Jedoch, da ließ sich nichts machen; schweigend quetschte er sich in einen Sitz neben seinem Onkel, was ihn, da weder Mr. Moon noch Mrs. Bytheway gerade schlank genannt werden konnten, mit einem frühen Tode durch Erstickung bedrohte. Der Wagen wandte und fuhr ab.

Und was war mittlerweile mit Mr. Cherry? Dieser begabte Opportunist hatte eine nutzbringende halbe Stunde in der Bibliothek verbracht, wenn auch nicht mit dem Schreiben von Briefen. Solche hatte er überhaupt seit mindestens fünf Jahren nicht geschrieben, die waren bei seiner Lebensweise zu gefährlich. Er hatte diese halbe Stunde dem Studium der Literatur in der Form der „Geschichte von Lindleyhaus, Hertfordshire, 1561—1899, zwei Bände“ gewidmet. Im allgemeinen war das ein recht langweiliges Werk, ein Privatdruck zur Erbauung für wenige von einem einstigen Bewohner dieses Hauses herausgegeben und des Tempos und der Spannung, die der moderne Leser verlangt, gänzlich ermangelnd. Mr. Cherry, zu keiner Zeit ein begeisterter Leser, fraß sich mühsam durch dieses wortreiche und weitschweifige Erzeugnis, bis seine Beharrlichkeit auf Seite 183 belohnt wurde.

„— — — Das blaue Zimmer, nach der von manchen Alessandro Dottieri (1786) zugeschriebenen Malerei des Plafonds benannt, ist hauptsächlich wegen eines Geheimfaches in einer seiner getäfelten Wände bemerkenswert, das zu Cromwells Zeiten als Versteck für den Familienschmuck und das Silber eingebaut worden sein soll. Die Türe dieses Geheimfaches wird durch eine Täfelung gebildet, die zur Seite gleitet, sobald man auf eine Feder drückt, welche kunstreich in einem der die Verzierung bildenden Traubenbüschel verborgen ist — — —“

Mr. Cherry lächelte wohlgefällig, legte das Buch in sein Fach zurück, schlenderte zum Fenster und blickte hinaus. Alles war still. Vor kurzem hatte er den Wagen wegfahren hören; bis auf entfernte Küchengeräusche lag das Haus still da. Die Dienerschaft würde nach seiner Berechnung nun schon mit ihren Arbeiten oben fertig sein; die Gouvernante war im Kinderzimmer gut aufgehoben und der Kerl von einem Sekretär war auch weit vom Schuß. Noch nie war die Luft so rein, meinte Mr. Cherry.

Er trat aus der Bibliothek und horchte abermals. Da sich nichts regte, ging er rasch und lautlos die Treppe hinauf, rechts den Korridor entlang, wartete noch eine Sekunde vor Mrs. Bytheways Zimmer, dann öffnete er die Tür und trat ein, sie wieder hinter sich schließend. Das blaue Zimmer war ein großer luftiger Raum, dessen natürlichen Reiz auch Mrs. Bytheways Geschmack in Möbeln nicht gänzlich zerstören konnte. Es hatte ein breites Fenster, einen riesigen Kamin und dunkles Eichengetäfel bis zu Manneshöhe. Auf jeder zweiten Täfelung war ein großes Bund Trauben als Zeichen der Fruchtbarkeit der Natur in Holz geschnitzt. Es waren im ganzen neunzehn Traubenbüschel, die Mr. Cherry nun der Reihe nach zu untersuchen begann. Und wie es schon immer ist, hatte er erst beim neunzehnten Erfolg. Die Traube gab dem Drucke nach, die Täfelung glitt beiseite und enthüllte eine viereckige, ungefähr meterbreite Öffnung.

„Ah!“ sagte Mr. Cherry beglückt.

Er griff hinein und brachte eine große, überreich verzierte Schmuckkassette aus violettem Leder mit dickem Monogramm zum Vorschein. Er betrachtete sie einen Augenblick liebevoll, dann zog er sein vielverwendbares Schlüsselbund aus der Tasche. Es erfüllte auch hier seinen Zweck, das Schloß gab nach und vor Mr. Cherrys entzücktem Blick lagen Mrs. Bytheways sämtliche Juwelen ausgebreitet.

„Gut genug!“ sagte Mr. Cherry. „Gut genug!“

Er schob die Täfelung zurück und ging ruhig fort. Er wollte seine Beute in der Einsamkeit seines Zimmers überprüfen, aber als er sich ihm näherte, hörte er drinnen mit Besen und Schaufel hantieren. Mr. Cherry fluchte leise, wandte sich und ging die Treppe hinab in die Bibliothek zurück. Dort stellte er die Schmuckkassette auf den Tisch und betrachtete sie nachdenklich.

Während der letzten vierundzwanzig Stunden war es dem Namensausborger klargeworden, daß er Gefahr lief, zu lange zu bleiben. Schon die Entdeckung, daß dieser James auch einer von seiner Gilde sei, hatte ihn leicht er-

schreckt, denn Mr. Cherry liebte die Konkurrenz nicht. Er war wohl überzeugt davon, im Notfalle mit dem Kerl leicht fertig zu werden, aber seine bloße Gegenwart im Hause war unangenehm. Dann kam diese überaus peinliche Unterhaltung mit Mr. Moon, die ihn ganz aus dem Gleichgewicht brachte; wenn es diesem geschwätzigen Esel einfiel, ihn mit dem unbekannten und verabscheuungswürdigen Artur in Verbindung zu setzen, waren die Folgen gar nicht abzusehen. Mit einem Wort: die Zeit, diesen angenehmen Besuch zu beenden, war gekommen. Da es jedoch nicht seine Gewohnheit war, mit leeren Händen abzuziehen, hatte er noch gezögert; und siehe da! Während seines Zögerns fielen ihm die Juwelen von Mrs. Bytheway in den Schoß.

Mr. Cherry lächelte die Schmuckkassette liebevoll an. Da waren sie also, die hübschen Dinger! Schnell zusammengerafft und — eins, zwei, drei, verschwunden — nach den besten Überlieferungen seiner Kunst. Es mochte dann eine Hetzjagd nach ihm einsetzen oder auch nicht; das hing ganz davon ab, ob Mrs. Bytheways Liebe für ihr Geschmeide — das schließlich ihr Gatte immer bewogen werden konnte, ihr zu ersetzen — ihre Abneigung überwog, öffentlich zu gestehen, daß sie gründlich zum Narren gehalten worden war. In jedem Fall wollte sich Mr. Cherry darüber keine Sorgen machen; der Verlust würde vor dem Abend nicht entdeckt werden und bis dahin war die Beute längst aus seinen Händen und er meilenweit entfernt.

„Gut genug!" murmelte Mr. Cherry. „Gut — Teufel!"

Von der Terrasse her kam der Klang sich nähernder Schritte, begleitet von einer Trauermelodie; jemand, der melancholisch vor sich hinpfiff, kam auf die Fenstertür zu.

Eine halbe Sekunde lang packte Mr. Cherry bleicher Schreck, die Schmuckkassette war zu groß, um in seiner Tasche Platz zu finden, auch hatte er nicht mehr Zeit, die Türe zu erreichen. Sein Auge durchflog das Zimmer auf der Suche nach einem Versteck, fiel auf den Kohlenbehälter und erhellte sich. Der Kohlenbehälter war solid, aus Mahagoni gebaut und hatte die Form einer Kiste mit schrägem Deckel; es war eine ganz gewöhnliche Kohlenkiste, aber Mr. Cherry erschien sie wunderschön. Er machte einen Satz zum Tisch, packte die Schmuckkassette, sprang zur Kohlenkiste, warf seine Beute hinein, schloß den Deckel und nahm eine nachlässige Haltung am Kamin ein, als die Fenstertür aufging und Mike ins Zimmer trat.

Für einen verliebten jungen Mann mag es nicht viele Aufgaben geben, die ihm weniger liegen als die, sich um mangelhafte Abzugsrohre zu bekümmern, und Mike hatte mit unverfälschter, wenn auch unpassender Freude die übellaunige Mrs. Gizzard mit Rheumatismus zu Bett liegend angetroffen und durchaus unfähig, sanitäre Maßnahmen mit der nötigen Ruhe zu besprechen. Nachdem er ihr einen unaufrichtigen Wunsch für ihre baldige Genesung ausgedrückt, war er mit höchster Eile nach Lindleyhaus zurückgekehrt, fest entschlossen, ehe der Tag eine Stunde älter wurde, das Geheimnis von Annes Unfreundlichkeit zu enträtseln.

Melancholisch pfeifend, wie er bei tiefem Nachdenken zu tun pflegte, erreichte er die Terrasse und näherte sich gerade der Bibliothekstüre, als eine merkwürdige Bewegung im Zimmer sein Auge fesselte.

An der Wand der Bibliothek, in der Nähe des Fensters und dem Kamin gerade gegenüber hing nämlich schräg ein großer Spiegel, der jedem, der quer über die Terrasse herkam, die andere Seite des Zimmers deutlich zeigte. Auf diese Art konnte Mike die elegante Gestalt Mr. Cherrys beobachten, wie er a) etwas mit der Kohlenkiste machte und b) rasch von dieser weg zur Mitte des Kamins sprang. Mike begann neugierig zu werden. Es gab ja keinen Grund, warum der Mensch nicht mit der Kohlenkiste spielen sollte, wenn ihm so etwas Spaß machte, aber im August war doch eine Kohlenkiste ein nutzloses und langweiliges Gerät. Es schien Mike, daß hier etwas nicht ganz richtig sei. Wenn auch seine erste Sorge war, sich mit Anne auszusprechen, durfte er doch seine offenbare Pflicht in bezug auf diesen Verkörperer alter Namen nicht vernachlässigen. Er steckte daher ein fröhliches Lächeln auf und trat ins Zimmer.

Bei seinem Anblick verfinsterte sich Mr. Cherrys Gesicht, denn der Kerl von einem Sekretär war der letzte, den er in diesem Augenblick zu sehen wünschte.

„Ich dachte, Sie seien ausgegangen", sagte er kurz.

„Ich war aus," gab Mike offen zu, „aber jetzt bin ich wieder zurück." Pause. Mike zündete sich eine Zigarette an und sank mit einem zufriedenen Seufzer in den bequemsten Stuhl.

„Ich schreibe eben Briefe", bemerkte Mr. Cherry anzüglich.

Mikes Augen überflogen den Schreibtisch, wo das unbefleckte Löschpapier, das geschlossene Schreibzeug und die allgemeine Unberührtheit gegen eine solche Tätigkeit zeugten.

„Das sehe ich", erwiderte er ruhig.

Wieder eine Pause, während welcher Mike Rauchringe zur Decke emporblies und Mr. Cherry ihn nervös von der Seite ansah. Selten war ihm jemand so zuwider gewesen, wie der Sekretär in diesem Augenblick. Sah der Tölpel nicht, daß er ihm ungelegen kam? Mr. Cherry vergaß ganz, daß er vor kurzem noch geschworen hatte, Mike nicht aus den Augen zu lassen, und zerbrach sich den Kopf, wie er den unwillkommenen Gefährten loswerden könnte.

„Haben Sie keine Arbeit?" fragte er.

„Arbeit?" wiederholte Mike träumerisch. „Was ist das? Es hat einen unangenehmen Klang. Doch, zum Kuckuck!" Er setzte sich plötzlich auf. „Vielen Dank, daß Sie mich erinnern, lieber alter Genosse meiner Schmach! Freilich habe ich Arbeit. Briefe, Briefe für Mr. Bytheway zu schreiben. Dringende Briefe über Abzugsrohre und Briefmarken. Ich wette, Sie wissen nicht, was eine schwarze dreieckige Kap ist. Wenn Sie am Schreibtisch nichts mehr zu tun haben, lassen Sie mich hin."

„Ich bin aber noch nicht fertig", sagte Mr. Cherry bissig. „Und Sie täten auch besser, schleunigst zu verduften!"

Er tat einen Schritt auf den Schreibtisch zu, aber Mike kam ihm zuvor und ließ sich in den Stuhl dort nieder.

„Nun, nun!" sagte er sanft. „Lassen Sie Ihre schlimmen Leidenschaften nicht die Oberhand gewinnen! Es sieht beinahe so aus, als ob Sie sich um meine Gesellschaft nicht reißen würden."

„Tu ich auch nicht!"

„Nun, dann wenden Sie sich zur Rechten, da werden Sie eine Türe bemerken. Sobald Sie diese durchschritten haben, sind Sie von meiner Gegenwart befreit. Aber wenn Sie mich jetzt entschuldigen wollen — ich muß wirklich schauen, mit meiner Korrespondenz weiterzukommen."

„Hören Sie — —"

„Wie", fragte Mike, ohne aufzublicken, „schreibt man „Verkörperung"?"

Erstickte Wut zwang Mr. Cherry zu schweigen. Die kostbaren Minuten flogen dahin; jeden Augenblick konnte die Familie zurückkehren, und wenn einmal Mrs. Bytheway das Haus mit ihrer Gegenwart füllte, mochte der Teufel wissen, wann er dazu kam, die Schmuckkassette aus der Kohlenkiste zu holen. Für seine Pläne aber war es von größter Wichtigkeit, daß er sich schleunigst auf den Weg mache. Er hatte vorgehabt, von seiner Hausfrau eiligen Abschied zu nehmen und ihr zu erklären, daß unerwartete Familienunannehmlichkeiten ihn telephonisch nach London berufen hätten, wodurch er sich einen guten Abgang sicherte. Er verfluchte den dienstbaren Geist, dessen Eifer ihn von seinem Zimmer ferngehalten; wäre dieser nicht gewesen, so läge die Schmuckkassette jetzt wohlverwahrt in seinem Koffer. Vorübergehend kam ihm der Gedanke, daß er im schlimmsten Fall den Sekretär einweihen, ihm einen Anteil an der Beute bieten und sich so seiner Hilfe versichern könnte, doch ließ er ihn sofort wieder fallen. Er hatte nie mit irgend jemandem geteilt und würde jetzt nicht damit anfangen, außerdem haßte er den Tölpel. Aber wie ihn aus dem Zimmer bringen, ohne seinen Verdacht zu erregen?

Also brütete und brütete Mr. Cherry am Kamin, während Mike die Feder mit aufreizender Gleichgültigkeit über das weiße Papier gleiten ließ. Nachdem diese unmögliche Situation zwei Jahrzehnte, wie es Mr. Cherry vorkam, in Wirklichkeit aber drei Minuten gedauert hatte, hörte man an der Auffahrt den Kies laut kreischen und einen Augenblick danach das Auto keuchend halten.

Mr. Cherry entfloh ein unheimlicher, halberstickter Laut. Mike schaute mit sanftem Staunen auf die Uhr.

„Schon zurück?" sagte er. „Wie die Zeit fliegt!" Und setzte seine Schreiberei fort.

Während Mr. Cherry noch überlegte, ob er sich nicht durch einen kühnen Griff der Schmuckkassette bemächtigen und mit einem Sprung in die Freiheit retten solle, öffnete sich die Fenstertüre und ließ Mrs. Bytheways reichen Umfang herein.

„Ach, Sir Michael!" sagte sie von Freundlichkeit überfließend. „Es tat mir so leid, Sie verlassen zu müssen, aber wir armen Hausfrauen — —! Jetzt müssen Sie aber mit mir kommen und mir helfen zum Lunch etwas Obst zu pflücken!" Wenn sie auch ein grausamer Zwang für kurze Zeit von der Seite ihres Idols gerissen hatte, so hatte sie nicht die Absicht, das wieder geschehen zu lassen.

„Nichts wäre mir lieber als das", sagte Mr. Cherry hastig, „aber meine Briefe — —"

„Also, das ist nur eine Ausrede, Sir Michael! Sie haben Zeit genug gehabt, Ihre Briefe zu schreiben, und jedenfalls geht die Post nicht vor sechs Uhr ab. Sie können sie nachmittags beendigen. Wenn Sie nicht kommen, mein Obst bewundern, verzeihe ich Ihnen das nie!"

**(Fortsetzung folgt.)**

## Advent.

Wie Weihrauch nebelt es von fahlen Rasenflächen —
Alleen dämmern gelb und menschenleer —
und sind so feierlich wie Kirchenschiffe
und so geheimnisvoll und düfteschwer.

Es ist, als ob in diesen traumhaft stillen Tagen
durch welke Blätter sanfte Schritte gehn
und Engelchen mit falterbunten Flügeln
im Herbstwind tändelnd sich im Reigen drehn.

Als ob das Himmelstor ein Stückchen offen stünde
und rieselnd Gold die Erde überschäumt,
die herbstesmüde, still in sich versunken,
dem großen Lichterfest entgegen träumt.

**Charlotte Dahms.**

# Wilhelm Schäfers Anekdoten.

**Von Benno Rüttenauer.**

„Der königliche Beruf des Dichters ist es, zu schenken. Ich wünschte zum 60. Geburtstag Wilhelm Schäfers, daß ihm dieser Beruf erleichtert werde. Eine Volksausgabe seiner gesammelten Anekdoten, das wäre ein Geschenk, seines Dichtertums würdig."

So schrieb anfangs dieses Jahres der Dichter des Paracelsus. Sein Wunsch ist jetzt in Erfüllung gegangen, die gesammelten „Anekdoten" sind eben erschienen (Georg Müller, Verlag, München).

Dieser äußerlich ebenso stattliche wie innerlich gewichtige Band hatte einst einen rührend bescheidenen Anfang. Es war im Jahre 1901, da bekam ich zu Weihnachten ein dünnes Büchlein zugeschickt mit der Aufschrift: Die Béarnaise. Eine Anekdote. Von Wilhelm Schäfer. Es war nicht für den Buchhandel bestimmt, sondern als Weihnachtsgruß für die Freunde und Mitarbeiter der „Rheinlande". Mein Erstaunen beim Lesen war groß. Ich kannte Schäfer bereits persönlich, auch Aufsätze von ihm, aber so etwas wie diese Béarnaise hatte ich ihm doch nicht zugetraut. Der Ton war lustige Ironie, besonders aber überraschte die ganz neuartige Handhabung der Sprache. Nur daß er so etwas eine Anekdote nannte, ärgerte mich ein wenig, ich fand den Titel allzu bescheiden, und ich war damit nicht der einzige.

Ganze sieben Jahre dauerte es dann, bis die ersten „Anekdoten" herauskamen, achtzehn an Zahl, gegen fünfzig von heute, immer noch ein schmales Bändchen, mit dem aber, wie Wilhelm Schäfer selber nachdrücklich erklärte, für ihn sein dichterisches Dasein erst beginnt. Und so muß er doch die poetische Bedeutung des Büchleins höher angeschlagen haben, als der Titel anzudeuten schien, und auch die Kritik, soweit sie auf dieser Ebene in Frage kommt, vertrat durchaus diese Meinung.

In seinen dreizehn Büchern der deutschen Seele, diesem erhabenen Pantheon oder Dom oder Münster, den er seinem Volke aufgerichtet in erstaunender Herrlichkeit, hat Wilhelm Schäfer auch einem bescheidenen Kalendermann, dem Johann Peter Hebel, eine Nische geweiht, ganz nahe derjenigen, wo er dessen halben Namensvetter, den Friedrich Hebbel, aufgestellt hat — was sich dieser im Leben gewiß nicht hätte träumen lassen.

Und schon lange vor seinem Münsterbau kannte man Schäfers hohe Wertung und Einschätzung des Karlsruher Kalendermachers, die manchmal bis zur Übertreibung ging, so daß er einen gelegentlich nicht wenig verblüffte, wenn er die Namen Hebel und Sebastian Bach in einem Atem nannte. Und allerdings hat er dem Verfasser von „Kannitverstan" ernstlich nachgestrebt.

Nicht aber hat er ihn nachgeahmt. Er hätte es auch gar nicht gekonnt, wie denn Nachahmung eine Unmöglichkeit ist für jeden, dem Kraft und Beruf innewohnt, Eigenes zu schaffen.

Aber genannt mußte dieser Hebel werden, wenn auch halb und halb im Scherz, weil damit zutage tritt, worauf der künstlerische Urtrieb in Schäfer von allem Anfang an hinausging und auf welchen anspruchsvollen Wegen er zu seinen einzigartigen Novellen gekommen ist, die er bescheiden Anekdoten nennt, und womit er, trotz dem langen Fernstehen der vielen, für die Besten unter uns Epoche gemacht hat, indem er ihnen eine im großen und ganzen verlotterte Form der Epik wieder in ihrer Reinheit und hohen Strenge vor Augen gestellt hat. Das war aber eine große Sache, er hat damit Schule gemacht bei den Mitschaffenden, und ich wüßte nicht, was man einem noch Lebenden, noch mitten im Schaffen Stehenden, Größeres nachsagen könnte.

Wäre zu sagen, worin die hohe Form bei Schäfer besteht. Und wenn die Antwort dann auf etwas sehr Einfaches hinausläuft, wird sich wohl vielleicht der Nichtkünstler, keineswegs aber der Künstler darüber verwundern. Sie läuft nämlich in der Tat auf nichts Weiteres hinaus, als daß diese Form wahr und wahrhaftig, und zwar durchgängig und ohne Unterbrechung durch fremdartige Einschiebsel, die Erzählform ist, die Form eben des Erzählens.

Sehr einfach, nicht wahr? Und war doch eine fast verlorene Sache geworden. Denn was uns lange Zeit kaum mehr zum Bewußtsein kam, steht uns heute recht grell vor den Augen, nämlich: daß in der neueren Literatur und gerade von ihren berühmtesten Vertretern gegen dieses epische Gesetz fortwährend in einem Umfang gesündigt worden ist, wie niemals je in den Literaturen älterer Zeit, mit jenen oft seitenlangen Unterbrechungen der Erzählung durch ein Stillstehendes, sei es direkte gegenständliche Schilderung (Beschreibung) oder zu lange und unverhältnismäßige Ausdehnung von Situationen (von schlimmeren noch fremdartigeren Einschaltungen gar nicht zu reden), womit bekanntlich all unsere Romankunst, die der Größten nicht ausgenommen, sich immer mehr verunreinigt hat, so daß darin der Fortgang der Handlung (oder was dasselbe ist) der Erzählung, einem Weg gleicht, der jeden Augenblick sich im Gestrüpp zu verlieren und aufzuhören droht.

Das alles hat Wilhelm Schäfer weggeworfen, aber er erreicht deswegen keine geringere Fülle der Anschauung und Vergegenwärtigung der Menschen und Dinge, was immer der nächste Zweck aller Dichtung ist. Er erreicht dies, und in höherem und lebendigerem Grad als die meisten, indem er doch nie aus dem Erzählen fällt, nie schildert und beschreibt — nicht nur eben mehr oder weniger Anschauung, sondern reinste und deutlichste, reichste, farbigste, mannigfaltigste Anschauung, immer nur im Erzählen, niemals durch eine das Erzählen, wenn auch nur auf Augenblicke unterbrechende Beschreibung, die sich damit anmaßte, ihrer selbst wegen da zu sein.

Hier ist wohl ein Wort zu sagen über die hohe Bildkraft der Schäferschen Sprache. Ich meine damit nicht Bilderkraft, die Metapher, als welche gleichfalls nicht fehlt, die aber doch nur eine erhöhende Zugabe ist, sozusagen das farbige Element neben dem plastischen. Jene Bildkraft der Sprache aber, der Ausfluß einer eminent plastischen Phantasie, besteht darin, daß sie uns, obwohl nur erzählend, alles Sichtbare der Handlung, also Gestalt und Geste, in ihren markantesten Zügen und sozusagen greifbar und ununterbrochen vor die Augen stellt, nicht in voller Ausmalung, sondern wie gesagt immer nur in den am stärksten charakterisierenden Einzelzügen, aus denen dann in unserer Phantasie das Bild sich von selber malt.

Mit dieser Bildkraft der Sprache, erhöht durch metaphorische Bilderkraft, ist aber nur die eine Seite der Schäferschen Sprache angezeigt, die plastische. Die andere ist die musikalische: ihr Rhythmus. Beide haben fast entgegengesetzte Funktionen. Durch die Plastik und Farbe der Sprache rücken uns die Gegenstände sozusagen auf den Leib, durch die Magie des Rhythmus in der Sprache, dem Metrum des Verses entsprechend, wird im Gegenteil ein gewisser Abstand hergestellt und jenes geheimnisvolle Fluidum um die Dinge herum erzeugt, das man, wie auch die Versdichtung, im engeren Sinne Poesie nennt, während allerdings Poesie im weiteren Sinne das Wort ist für künstlerische Gestaltung überhaupt.

So viel über die formalen Verdienste der Anekdoten. Aber das höhere Wesen aller Kunst reicht über das Formale hinaus und liegt in dem, was ich in meiner Sprache das Thema nenne. Je tiefer, je symbolischer dessen Bedeutsamkeit ist, je deutlicher und reiner es repräsentativ ist für die Grundbezüge des Lebens, desto größer wird die Bedeutung des Kunstwerks sein. Unter dieser Betrachtung sind natürlich die Anekdoten von ungleichem Wert. Es gibt darunter solche, die mit einer „Pointe" besonders, die wirklich auch im gemeinen Sinn des Wortes eben Anekdoten sind, einfach, weil aus dem Thema nicht mehr herauszuholen war; andere dagegen erheben sich zu Dichtungen hohen Ranges, ja diese, die tiefsinnigen, bilden die große Mehrzahl, darunter solche (Beethoven und das Liebespaar, Fräulein von Sombreuil, Vom Schwarzversiegelten, Im letzten D-Zug-Wagen u. a.), neben denen die meisten deutschen Balladen (nur die besten von Goethe ausgenommen) trotz Metrum und Reim in der Farbe blaß und am Gesamtton fast spielerisch erscheinen.

Und, was auch gesagt sein soll, sie sind zugleich höchst unterhaltsam zu lesen. Für mich sind sie sogar die reinste Unterhaltungsliteratur. Schreckliches Wort! Nicht wahr? Ach Gott, es kommt eben darauf an, was ein Mensch unterhaltend findet, Albernheiten, Schönlügereien, lumpige Seichtheiten oder — Wilhelm Schäfers Anekdoten.

Von Werken der Literatur auszusagen, daß sie für immer dauern werden und eher eine wachsende als sich vermindernde Lebenskraft in der Reihe der Beständigen bilden werden, ist meist eine mißliche Sache; aber von einigen Erscheinungen wird man dies dennoch mit großer Sicherheit behaupten dürfen; dazu aber gehören, wenigstens in der Mehrzahl, die „Anekdoten von Wilhelm Schäfer", und so etwas auf der Seite liegen zu lassen, sollte sich doch niemand gestatten, der etwas auf sich hält

# Eine Frau erschließt unbekannte Welten.

Man hat bisher wenig weibliche Forschungsreisende gekannt. Wohl hat sich auch schon früher gelegentlich einmal eine Frau „erkühnt“, irgendwelchen völker- und länderkundlichen Dingen ganz allein in weiter Ferne nachzuspüren — doch „erkühnt“ sagt hier alles —, und der eine oder andere Gelehrte hat seine Frau mit auf Reisen genommen — es sei nur an Emil Holub erinnert — aber sie war ihm nur persönlicher Kamerad, nicht wertvolle wissenschaftliche Helferin. Neuerdings erst beginnt sich da ein grundlegender Umsturz zu vollziehen. Reisende von Ruf wie Dr. Colin Roß, Martin Johnson u. a. behaupten, daß sie ohne ihre Frauen niemals den Gipfel ihrer gründlichen Kenntnis von Land und Leuten erklommen hätten. Und jetzt hat eine Frau das Ei des Kolumbus entdeckt — nicht für sich, sondern für ihr ganzes Geschlecht, die abendländische Wissenschaft —, daß die Völkerkunde nur dann zu einer unbegrenzten Kunde von den Völkern werden kann, wenn die Frau die Arbeit nicht länger ganz ihren männlichen Kollegen überläßt. Die Frau spielt im Leben der meisten exotischen Völker eine große Rolle. Selbst den eingeborenen Männern ist ihr oft verschlossener Staat im Staate vielfach ziemlich unbekannt, um so mehr natürlich weißen Gelehrten. Weibliche Forscher können hier am besten Kenntnisse sammeln. Das ist eine so große Selbstverständlichkeit, daß man eigentlich schon längst die logische Folgerung hätte daraus ziehen müssen. Aber die Verhältnisse gestatteten es nicht, und erst in unseren Tagen durfte eine Frau wie Alexandra David-Neel es wagen, eigene Wege zu gehen, die sie in ihrem jetzt bei F. A. Brockhaus erschienenen Buch „Arjopa. Die erste Pilgerfahrt einer weißen Frau nach der Verbotenen Stadt des Dalai Lama“ (mit 45 Abbildungen und 1 Karte. Geheftet M. 11.—, Ganzleinen M. 13.—) aufzeigt. Das Entscheidende an dem Werk sind der Fortschritt, den eine große Idee hierin bekundet, und alle die Dinge, die ein Mann nicht erleben kann. Da eine Frau wesentlich anders sieht und empfindet als ein Mann, eröffnet sich Tibet plötzlich in einem überraschend neuen Licht. Welcher Forscher konnte je das tägliche Leben in einem tibetanischen Frauenkloster beschreiben, wer hatte bisher eine Ahnung, daß es im Verbotenen Land z. B. so etwas wie soziale Fragen und übelste Wohnungsnot gibt? Ein Berliner Hintertreppenroman kann nichts Schlimmeres bringen, und man wird mit einigem Lächeln gewahr, wie sich unter dem fremdartigsten und buntesten Gewand überall die gleiche Menschlichkeit verbirgt. Auch die Religion der Tibeter beweist das. Aber- und Unglaube, Sektiererei und traditionsgespeister Fanatismus leben nebeneinander. Ein mystischer Zauber liegt über dem ganzen Land, überall scheint Buddhas Hand spürbar.

Was ermöglichte dieser seltenen Frau ihr erstaunliches Wissen um die tiefen Abgründe und windumtosten Höhen einer Welt, die für uns trotz aller geographischen und kartographischen Kenntnisse noch einen weißen Fleck auf der Karte des Volkstums darstellt? Ein englischer General fährt im Gespräch mit ihr über eine Skizze: „Das wäre ein interessanter Weg nach Lhasa, den ist noch kein Weißer gegangen.“ Schon steht es für sie fest: Diesen und keinen anderen wähle ich. Erfolg verheißt nur eins: sie muß sich als Arjopa — als Bettelpilgerin — verkleiden, das Leben unter den Ärmsten teilen. Man bekommt eine Vorstellung von dem Dynamitcharakter dieser Frau, wenn man sie auf schneebedeckten Pfaden und sturmüberbrausten Pässen sieht, die selbst von den Eingeborenen gemieden werden, wie sie Wölfen, Hyänen und Tigern als ihren „Mitkreaturen“ in all der Seelenruhe entgegentritt, die sie als freiwillige tibetische Einsiedlerin in einer Fels- und Eiswüste von 4000 Meter Höhe erworben hat. Die Feindseligkeit der Natur, der sich Quälerei von seiten tibetischer Beamten und Pilger zugesellen, ist jedoch oft so groß, daß selbst ihr fast übermenschlicher Wille und ihre beinahe unfaßbare buddhistische Selbstüberwindung zu einer grauenhaften Maske trostloser Verzweiflung werden. Aber sie hat schließlich alles geschafft, was sie wollte, so daß ihr Buch — buchkünstlerisch nachgefühlt und mit einer Reihe noch nie gesehener herrlicher Bilder ausgestattet — vor dem Leser mit der Sensation eines Riesenfilms abrollen kann. Er wird nach diesem erwählten Genuß zweifellos dem Satz Dr. Wilhelm Filchners, dessen Rekord „Mit 4000 Mark durch Tibet“ Madame David-Neel unterboten hat, da sie nur 200 Mark gebrauchte, herzlich beistimmen: „Meine unbegrenzte Bewunderung der heldenhaften Frau, die Tibet erlitt und erlebte.“



# Bunte Chronik



* **Die letzte Fahrt des Jubilars.** William Hammill fuhr seit vierzig Jahren die Schnellzüge seiner Eisenbahngesellschaft, und noch nie war ihm im Dienst ein Unfall zugestoßen. Jetzt sollte er in den Ruhestand treten, er befand sich auf der letzten Fahrt. An der Endstation, seinem Wohnort, erwarteten ihn zweihundert Festgäste, Vorgesetzte und Kollegen, die ihm zu Ehren ein Bankett geben wollten. Kaum fünf Minuten trennten noch Hammill vom Ende seiner Laufbahn, und schon tauchten die ersten Lichter der Stadt auf. Da stand plötzlich ein Kraftwagen im grellen Scheinwerferkegel auf den Schienen. Die Maschine fuhr krachend in den Kraftwagen hinein. Hammill kletterte zitternd von seinem Führerstand und lief nach den Trümmern neben den Geleisen. Er fand zwei Tote. Als gebrochener Mann lenkte Hammill seinen Zug in den Bahnhof und beendete seine letzte Fahrt.

*

* **Protaktinium, ein seltenes Element.** Vor gerade einem Jahrzehnt wurde gleichzeitig von zwei Deutschen und zwei Engländern eins der seltensten und, mit Ausnahme des Uraniums, das schwerste aller Elemente entdeckt, das Protaktinium. Es wird gleich dem bekannteren Radium aus Uranmineralien gewonnen, kommt aber in diesen in noch geringeren Mengen vor als jenes. 200 Kilogramm Rückstände der Uran- und Radiumfabrikation lieferten kürzlich ganze zwei Milligramm des seltenen Elements; gegenwärtig werden 450 Kilogramm Joachimstaler Erze, die dem Kaiser Wilhelm-Institut für Chemie gehören, auf Protaktinium verarbeitet. — Infolge der Seltenheit des Elements ist es bisher noch nicht einmal möglich gewesen, sein Atomgewicht, das man mit etwa 230 annimmt, zu bestimmen, doch hofft man nach Verarbeitung der Joachimstaler Erze genügend Material zu besitzen, um dies nachholen zu können. Protaktinium ist außerordentlich stark radioaktiv, mit anderen Worten, seine Atome zerfallen, wobei bestimmte Strahlen ausgesandt werden. Allerdings vollzieht sich dieser Zerfall nur sehr langsam. Am Kaiser Wilhelm-Institut zu Berlin-Dahlem wurden vor einiger Zeit Untersuchungen über die Zeitdauer des Zerfalls des Protaktiniums ausgeführt. Dabei ergab sich, daß seine sogenannte Halbwertzeit etwa 20 000 Jahre beträgt. Nehmen wir also an, daß jetzt an einem bestimmten Orte eine Million Protaktinium-Atome vorhanden seien, so wären nach 20 000 Jahren davon die Hälfte zerfallen. Nach weiteren 20 000 Jahren würden von den restlichen 500 000 Atomen wieder die Hälfte zerfallen sein und so fort. Eins der Zerfallprodukte ist das Aktinium, das nicht als eigentliches Element anzusprechen, aber gleichfalls radioaktiv ist.

*

* **Der zerstreute Bürgermeister.** Als Eiler Lovberg Ehrenbürger der Stadt Stockholm werden sollte, bekam der Oberbürgermeister den Auftrag, ihm einen Orden zu überreichen. Der tat das mit dem ihm eigenen Schwung: er hielt eine glanzvolle Rede, gedachte aller Vorzüge und Taten des neuen Ehrenbürgers und übergab ihm am Ende den Orden, der in einem wundervollen rotledernen Etui steckte. Doch Eiler Lovberg, ein einfacher Mann, war viel zu gerührt und zu wenig eitel, um den Orden gleich umzubinden. Doch als er früh am Morgen nach vollendetem Diner nach Hause kam, war er stolz genug, seiner Frau das Etui zu übergeben, damit sie sich an dem Orden freue. Die machte das Etui auf und fand darin — einen silbernen Rasierapparat. Ein Glück für den Oberbürgermeister, daß Eiler Lovberg ein so bescheidener Mann ist, denn was wäre das für ein Hallo und für eine Blamage gewesen, wenn der neue Ehrenbürger das Etui auf dem Bankett aufgemacht und versucht hätte, sich den Rasierapparat umzuhängen?



# Lustige Rundschau



* **Die „Portion“.** „Die Probe ist gut; von dieser Sorte Rindfleisch können Sie mir ein Beefsteak machen lassen.“

*

* **Einfache Taxe.** Frau Schicketanz hat einen Mann angefahren. „Es tut mir schrecklich leid,“ bedauert Frau Schicketanz. „Ich werde Ihnen natürlich ein Schmerzensgeld geben. Was verlangen Sie?“ — „Wieviel geben Sie denn gewöhnlich?“ fragte der Mann, sich die Stirne reibend.

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg